

REZENSIONEN

Thomas Schuler (2010): Bertelsmann-republik Deutschland. Eine Stiftung macht Politik. *Frankfurt a.M.: Campus,* 304 S., 24,90 €

Der Titel soll provozieren: Deutschland unter dem Einfluss einer Stiftung? Entsprechend beunruhigend sind die Fragen, die der Journalist Thomas Schuler stellt: Wem „nützt“, was die Bertelsmann Stiftung unter „Gemeinnützigkeit“ versteht? Und wie gelingt es ihr, immer wieder Einfluss auf die Politik der Bundesrepublik Deutschland zu nehmen?

Nach einer wirtschaftsgeschichtlich und steuerrechtlich erhellenden Einführung in die Entstehungsbedingungen der Stiftung zeigt der Autor anhand mehrerer gesellschaftlicher Handlungsfelder auf, wie es der Bertelsmann Stiftung wiederholt gelungen ist, politische Entscheidungen zu beeinflussen. Dafür hat er in Akten, Firmen- und Stiftungsunterlagen recherchiert und zahlreiche Gespräche mit Insidern geführt.

Nach Schulers Auffassung gründete Reinhard Mohn, Inhaber der Bertelsmann AG und überzeugter Verfechter der Übertragbarkeit unternehmerischer Maximen auf alle Felder des gesellschaftlichen Handelns, die Stiftung im Jahre 1977 vor allem, um die Erbschaftssteuer zu umgehen und den Besitz für die Familie zusammenzuhalten. Mit der Übereignung der meisten Firmenanteile an die Stiftung habe er zwar vorgeblich den größten Teil der Gewinne der „Gemeinnützigkeit“ zugeführt. Doch da das Entscheidungsrecht über Firmen- und Stiftungskapital – vor al-

lem über die Mehrheit in deren Kuratorium – bei der Familie verblieben sei und das Stiftungsrecht keine Offenlegung verlange, erfahre die Öffentlichkeit nichts über die *Höhe der Gewinne*, die der *Stiftung* tatsächlich zufließen, und welche Gewinne *firmenintern*, z.B. für Zukäufe, verwendet werden.

Desgleichen habe die Öffentlichkeit, der durch diese Praxis immense Steuersummen entgehen, keinerlei Einfluss darauf, *was* mit „ihren“ Geldern geschieht, so Schuler. Denn als „operative Stiftung“ fördert die Bertelsmann Stiftung im Allgemeinen nicht die Projekte Anderer und lässt unabhängige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen über die Mittelzuweisung entscheiden, sondern sie führt eigene Studien durch: Zunächst werden Schwachpunkte der gesellschaftlichen Ordnung diagnostiziert (ein als „aktivist“ oder „socially conscious“ bezeichnetes Vorgehen, vgl. S. 36); dann schlägt die Stiftung Verantwortlichen in Politik und Verwaltung gemeinsame Projekte vor und bietet deren (Mit-)Finanzierung an. Die „Heilmittel“, die sie anbietet, sind auf allen Handlungsfeldern letztendlich dieselben: Privatisierung, Wettbewerb, Delegation von Verantwortung.

Zugang zur Politik findet die Stiftung laut Schulers Recherchen über eine geschickte Personalpolitik, z.B. Horst Teltschik als ersten Geschäftsführer, und die Platzierung von Stiftungsmitarbeitern in Ministerien und Präsidialbüros, etwa bei Bundespräsident Herzog, an dessen „Ruck“-Rede ein Mitarbeiter der Stiftung beteiligt war. So wirkte die Stiftung

auch mit Studien und Reformkonzepten maßgeblich an den als „Agenda 2010“ und „Hartz IV“ bekannt gewordenen Arbeitsmarktstrukturveränderungen mit.

Im Bereich des Hochschulwesens entwickelte R. Mohn bereits in den achtziger Jahren ein so genanntes „Bewertungsmodell für Hochschulpolitik und Hochschulen“, zu dessen zentralen Merkmalen – ganz im Sinne der o.a. Maximen – u.a. die Minimierung der staatlichen Verantwortung, die Trennung zwischen Exekutivorgan und Aufsichtsrat, Rankings, Bezahlung nach Leistung und Studiengebühren zählen. „In Baden-Württemberg werden die Hochschulräte sogar schon seit 2005 als Aufsichtsräte und die Präsidenten oder Rektoren als Vorstandsvorsitzende bezeichnet.“ (S. 165) Schuler zeigt auf, wie die Stiftung über das Centrum für Hochschulentwicklung, das sie 1995 gemeinsam mit der Hochschulrektorenkonferenz begründete, maßgeblich an der Evaluation der deutschen Hochschulen und deren Rankings mitwirkt. Vorschläge aus Studien der Stiftung fanden nachweislich auch Eingang in das äußerst liberale Hochschulfreiheitsgesetz in NRW.

Dem CHE ausgegliedert wurde als privatwirtschaftliches Unternehmen die CHE Consult, die Universitäten für Geld berät – sie ist sowohl mit dem CHE als auch mit der Bertelsmann AG personell eng verquickt. Wie überhaupt, so weist Schuler nach, Studien der *Stiftung* und Dienstleistungsangebote der *Firma* vielfach Hand in Hand gehen, beispielsweise bei der Evaluierung und Beratung öffentlicher Verwaltungen durch die Stiftung und die Privatisierungsangebote durch die Bertelsmann Tochterfirma Arvato. Schuler sieht hier wie auch im Bereich

der Medienpolitik (Stiftung: Eintreten für eine Stärkung des privaten Fernsehens, Bertelsmann: im Besitz der RTL-Gruppe) und der Gesundheitsreformen (Stiftung: Studien zur Privatisierung von Kliniken, Bertelsmann: Beteiligung an der Rhön Klinikum AG) eine wesentliche Funktion der Stiftung im „Erhalt des Unternehmens“ (S. 279).

Dass hier einer Firma mit Hilfe einer Stiftung, also steuerbegünstigt, Aufträge zugeführt werden, sieht der Autor als äußerst fragwürdige Praxis an. Inhaltlich bedenklich erscheint aber vor allem, dass die Verbreitung von „Mohns Idee, die Gesellschaft wie ein Unternehmen zu führen und durch Unternehmen führen zu lassen“ (S. 280), von Einzelnen bis hin zu Landesregierungen vielfach unkritisch übernommen wird. Schulers genaue und detailreiche Analyse sowohl der bedenklichen Verbindungen zwischen Firma und Stiftung als auch der erfolgreichen Umsetzung von deren strategischen Zielen in vielen Bereichen der Gesellschaft ist äußerst lesens- und verbreitenswert.

Sylvia Schütze, Hannover

Wolfgang Steinig / Dirk Betzel / Franz Josef Geider / Andreas Herbold (2009): Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002. *Münster u.a.: Waxmann*, 411 S., 34,90 €

Das Lamento über die nachlassenden Fähigkeiten der Jugend aus Perspektive der Altvorderen ist vermutlich so alt wie der Generationenwechsel selbst. Umso interessanter sind empirische Untersuchungen, die in der Lage sind, Veränderungen in

der Beherrschung von Kulturtechniken zu dokumentieren. Eine solche diachrone Vergleichsstudie liegt mit dem Buch von Steinig u.a. vor.

Es stellt die Frage nach einem beobachtbaren „Schreibsprachwandel“ in der Schule im zeitlichen Abstand einer Generation. Dazu haben die Wissenschaftler Viertklässlern und -klässlerinnen derselben Grundschulen im Abstand von 30 Jahren als Schreibimpuls einen identischen, selbstproduzierten Film im Klassenraum vorgeführt. Die Kinder sollten für den Produzenten des Films die kurze Konfliktgeschichte zwischen einem Mädchen und drei Jungen aufschreiben, d.h. schriftlich nacherzählen, was ihnen im Film vor Augen geführt wurde.

Die Schreibprodukte der Kinder wurden dann quantitativ nach folgenden sieben Kategorien bewertet:

„Schreiben mit der Hand“ – es werden die Schreibgeräte, die Sauberkeit der Handschrift sowie Überarbeitungen berücksichtigt.

„Textlänge“ – die Wörter werden gezählt.

„Wortschatz“ – die Anzahl unterschiedlicher Wörter wird ermittelt und in das Verhältnis zur Textlänge gesetzt.

„Textgestaltung“ – narrative Stilmittel sowie die Detailtreue der Wiedergabe der einzelnen Szenen des Filmes werden gezählt.

„Rechtschreibung“, „Zeichensetzung“ und „Grammatik“ – es werden die Fehlerzahlen gemäß der geltenden Normen nach Duden gezählt.

Steinig u.a. kommen zu dem Ergebnis, dass die Qualität im Jahr 2002 stärker variiert und in Teilen noch besser ist als 1972. Qualität ist dabei in ihrer Herangehensweise eher evaluativ als cha-

rakterisierend zu verstehen. Sie beobachten, dass sowohl die Länge der Texte als auch narrative Stilmittel in den Texten im Jahr 2002 deutlich zugenommen haben, während orthografische Sicherheit und sauberes Arbeiten zurückgegangen sind. Die Auswahl der sprachlichen Mittel und textuellen Merkmale, die zu den Werten für die einzelnen Kategorien führen, bleiben leider bei Kategorien ohne offizielle Norm (wie z.B. Orthografie) undurchsichtig und sprachwissenschaftlich unbegründet. Die Bewertungen scheinen sich vielmehr sehr an den Normen der Schule und daraus resultierenden Schulempfehlungen zu orientieren. Einblicke in das Material fehlen fast vollständig. Dies erschwert die Nachvollziehbarkeit der Kategorisierung und der Bewertungen. Dass die Texte lediglich quantitativ anhand einiger Oberflächenmerkmale hinsichtlich „guter“ und „schlechter“ Leistung ausgewertet wurden, ist mehr als bedauerlich. Hinzu kommen Kategorien wie etwa „Lust am Schreiben“, die durch die Länge der Texte dokumentiert sein soll, oder „Eigenständigkeit“, die sich durch einen abweichenden Wortschatz manifestiere. Implizite Zusammenhänge dieser Art finden sich im ganzen Buch, gehäuft jedoch im Abschlusskapitel.

Im Buch wird eine weitere, soziolinguistische Fragestellung verfolgt: Inwiefern lässt sich ein Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Status (im Buch = soziale Schicht) und der Qualität der Texte feststellen? Steinig u.a. stellen fest, dass der Zusammenhang zwischen Textqualität und sozialem Status signifikant ist, und vor allem ist er bedeutender als der zwischen der Qualität und der Mehrsprachigkeit der Kinder. Diese Zusammenhänge haben sich im Vergleich

zu 1972 verdichtet, so dass die Autoren zu dem Urteil gelangen, dass die Schule damals noch eher in der Lage war, soziale Unterschiede auszugleichen. Dies führen sie auf den Paradigmenwechsel in der Unterrichtskonzeption der 1970er- und 1980er-Jahre zurück. Es liegt also nahe, dass die Individualisierung des Unterrichts entgegen ihrer Intention Kinder aus der oberen Mittelschicht bevorzugen und Kinder aus der Unterschicht sich selbst überlässt.

Die angekündigte Charakterisierung eines „Schreibsprachwandels“ jenseits der Normen einer „guten“ oder „schlechten“ Leistung wird im vorliegenden Band nur am Rande behandelt. Wünschenswert für weitere, auch qualitative Auswertungen ist die Veröffentlichung des erhobenen Materials, das sicherlich eine Betrachtung aus unterschiedlichen Perspektiven lohnenswert macht.

Methodisch lässt der Band einiges zu wünschen übrig, sowohl in der sprachwissenschaftlichen Begründung der Kategorien und Herleitung der Bewertungen als auch in der soziologischen Bestimmung von „Schicht“. Dennoch regen die Ergebnisse vor allem für die Konzeption von Unterricht und dessen vorrangigen Zweck in der Grundschule, bewährte Kulturtechniken zu tradieren, zum Nach- und Weiterdenken an.

Sabine Forschner, Hamburg

Walter Hanesch (Hrsg.) (2011):

Die Zukunft der „Sozialen Stadt“.

Strategien gegen soziale Spaltung und Armut in den Kommunen. Wiesbaden:

VS Verlag für Sozialwissenschaften,

328 S., 49,95 €

Der Band basiert auf Beiträgen einer Tagung aus dem Jahr 2009, die von der Hans-Böckler-Stiftung und dem Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik der Hochschule Darmstadt durchgeführt wurde, und thematisiert die aktuellen Herausforderungen einer sozialen Stadtentwicklung im deutschen und europäischen Kontext. Dabei stehen neben der Beschreibung der sich seit etwa zehn Jahren verstärkenden sozialen Differenzierung und Segregation in Großstädten auch strategische Handlungsansätze kommunaler Politik gegen soziale Spaltung im Mittelpunkt der Betrachtungen.

Die ausführliche Einleitung führt dezidiert in das Themenfeld ein und bietet eine gute thematische Zusammenfassung der Beiträge. Die einzelnen Kapitel des Bandes umfassen jeweils mehrere Artikel, die im Folgenden kurz dargestellt werden.

Das erste Kapitel fasst Artikel zusammen, die sich mit veränderten Herausforderungen und Rahmenbedingungen der „sozialen Stadt“ auseinandersetzen. Dabei wird auf die Trends und Ausmaße der Polarisierung in deutschen Städten ebenso eingegangen wie auf die bisherigen Maßnahmen und zukünftigen Handlungsoptionen der nationalen Stadtentwicklungspolitik. Weiterhin wird die sozialpolitische Rolle der Kommunen in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Schweden verglichen und das Thema *Rescaling* in der Sozialpolitik diskutiert. Insgesamt gibt dieses Kapitel

einen sehr guten Überblick über die aktuellen Herausforderungen einer sozialen Stadtentwicklung.

Im zweiten Kapitel werden strategische Aspekte kommunaler Politik gegen soziale Spaltung betrachtet. Am Beispiel nordrhein-westfälischer Großstädte wird auf die Bedeutung des lokalen Sozialstaats unter den Bedingungen kommunaler Governance-Trends eingegangen. Darüber hinaus wird das Bundesländer-Programm „soziale Stadt“ kritisch betrachtet. Des Weiteren wird auf die Sozialraumorientierung in der kommunalen Sozialverwaltung und die kommunale Sozialberichterstattung als Grundlage von Aktivitäten gegen Segregationsprozesse eingegangen. Zusammenfassend stellt dieses Kapitel umfangreiche empirische Ergebnisse zum Thema vor.

Im dritten Kapitel werden ausgewählte Handlungsfelder kommunaler Armutsprävention vorgestellt. Neben den Themen „soziale Stadt“ und „sozialräumliche Ausgrenzung“ werden kommunale Konzepte zur Integration von Migrantinnen und Migranten ebenso betrachtet wie die Integration von Arbeitslosen. Darüber hinaus wird an Beispielen aufgezeigt, wie Kommunen reagieren können, um Kinder- und Bildungsarmut zu bekämpfen. Dieses Kapitel besticht durch logisch aufeinander aufbauende und handlungsorientierte Beiträge.

Das Buch ist hervorragend für Leserinnen und Leser geeignet, die sich einen aktuellen Überblick über deutsche und europäische Aspekte sozialer Stadtentwicklung verschaffen wollen.

Keno Frank, Hamburg

Arne Weidemann / Jürgen Straub / Steffi Nothnagel (Hrsg.) (2010): Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz?

Theorien, Methoden und Praxis in der Hochschulausbildung. Ein Handbuch. *Bielefeld: transcript Verlag, 572 S., 29,80 €*

Die Autoren und Autorinnen des Handbuchs „Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz?“ fassen Ergebnisse und Diskussionen des interdisziplinären Forschungsprogramms zum Thema „Interkulturelle Kommunikation – Interkulturelle Kompetenz“ sowie eines assoziierten Graduiertenkollegs zusammen. Am Gesamtprogramm waren das Kulturwissenschaftliche Institut in Essen, die Professur für Interkulturelle Kommunikation der TU Chemnitz und die Hans-Böckler-Stiftung beteiligt. Von 2001 an interessierte die Forscherinnen und Forscher, die hauptsächlich aus den Bereichen Interkulturelle Kommunikation und der Didaktik diverser fachlicher Disziplinen stammen, vornehmlich, was interkulturelle Kompetenz beinhaltet und wie sie zu erforschen sei. Ab 2004 wurde dann insbesondere der Frage nachgegangen, wie denn interkulturelle Kompetenz gelehrt und gefördert werden könne. Darauf wollen die Autoren und Autorinnen im Rahmen des Handbuchs Antworten geben. Mit dessen Konzeption richten sie sich, „vergleichsweise umfassend und systematisch angelegt“, „an Lehrende vor allem im Hochschulkontext“, „die sich einen Überblick über die Vielfalt an einschlägigen Lehrmethoden verschaffen und sich über spezielle Verfahren informieren wollen“ (S. 25).

Dies geschieht in fünf Kapiteln. So entwickeln die Herausgeber in ihrer

Einleitung begriffliche und theoretische Voraussetzungen für das Lehren interkultureller Kompetenz. Sie weisen kompakt und grundständig darauf hin, welche spezifischen Schwierigkeiten entstehen, wenn ein haltbarer Begriff „interkulturelle Kompetenz“ einigermaßen angemessen und unreduziert definiert werden soll. Jürgen Straub und Lothar Bredella liefern dann in Kapitel 2 lern- und lehrtheoretische Grundlagen eines eben noch nicht vollständig systematisch und einheitlich entwickelten, sondern eher summarischen und heterogenen Konzeptes interkultureller Kompetenz.

Anschließend wird die Aufmerksamkeit im dritten Teil auf das Handlungsfeld Hochschule bzw. Universität gerichtet. Nähere Betrachtung erfahren dabei Lehrende wie Studierende und Akteure in Leitung und Verwaltung einer Hochschule im Rahmen interkulturell ausgerichteter Studiengänge. Außerdem werden Funktionen und Organisationsformen solcher Studiengänge z.B. in Abgrenzung von außerhochschulischen Maßnahmen – etwa Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen interkulturell agierender Firmen intern zu qualifizieren – kritisch beleuchtet und abschließend Möglichkeiten der Qualitätssicherung solcher Studienangebote eruiert.

Darauf folgt mit Kapitel 4 „der Kern des Handbuchs“ (S.25). Die Beiträge widmen sich hier sowohl reflexiven Lehrtrainings oder Lehrforschungsprojekten als auch Methoden des Fremdsprachenunterrichts sowie Medieninnovationen in Lehr-Lernzusammenhängen unter interkulturellen Gesichtspunkten. Methoden zur Vermittlung interkultureller Kompetenz werden konkret vorgestellt. Im Einzelnen wird dabei ein inhaltlich weiter und me-

thodenvielfältiger Bogen von einzelnen Praxisberichten über Sprachentandems (S. 285ff.), den Einsatz von Filmen (S. 361ff.) oder E-Learning (S. 397ff.) bis hin zur interkulturellen Verwendung von Literatur und anderen Künsten (S. 345ff.) gespannt. Im abschließenden Kapitel 5 werden mögliche Evaluationsformen solcher Methoden und Praxen in der Hochschule diskutiert.

Die Autoren und Autorinnen versuchen, mit ihren Beiträgen ein breites Praxis- und Theoriefeld abzubilden, in welchem bislang wenig auf theoretisch bereits konsolidiertes und empirisch gesättigtes Wissen vertraut werden kann. Sie betonen stets, es gebe „im Kontext der Lehre interkultureller Kompetenz noch großen Forschungsbedarf“ (S. 26). Und dennoch bietet das Handbuch vor allem im Methodenteil einen vielfältigen Ein- und Überblick. Grundsätzlich beinhaltet es also wertvolle Expertisen auch für Praktiker und Praktikerinnen. Als außerordentlich positiv hervorzuheben ist, dass die Herausgeber ausdrücklich auf die Probleme bei ihrer theoretischen Modellierung von interkultureller Kompetenz aufmerksam machen und somit ihre Schwierigkeiten explizieren.

Zwar mag aus praktischer Sicht auf den ersten Blick als hinderlich erscheinen, auf ein eher heterogenes und summarisches Konzept interkultureller Kompetenz zurückgreifen zu müssen, doch bieten die Autoren und Autorinnen auf 572 Seiten insgesamt vielfältige Möglichkeiten an, mit denen sich auf den zweiten Blick die eigene Praxis durchaus reflektieren, analysieren und somit ggf. auch verbessern lässt.

Thomas Geier, Duisburg-Essen

Fereidooni, Karim (2011): Schule – Migration – Diskriminierung.

Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 178 S., 29,95 €

Das Buch von Karim Fereidooni stellt den Versuch dar, mithilfe des Konzepts der institutionellen Diskriminierung die Mechanismen und Praktiken des deutschen Bildungssystems darzulegen, die sich besonders negativ auf die Bildungsverläufe von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund auswirken. Als Grundlage für seine schulpolitische Analyse nutzt der Autor Daten aus den internationalen Vergleichsstudien PISA 2000, 2003, 2006 und IGLU 2001. Durch diese Studien sind die Leistungsdisparitäten zwischen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund nachdrücklich in den Fokus der bildungspolitischen und fachöffentlichen Diskurse gerückt worden. PISA 2000 ist es auch zu verdanken, dass ein Paradigmenwechsel in diesem Kontext stattgefunden hat: Nicht mehr den Familien allein, sondern vor allem der Art und Weise des Unterrichts und den Bildungsstrukturen sind die auffälligen Differenzen in den Bildungsbiografien anzulasten. Die Ergebnisse anderer Staaten zeigen, dass Disparitäten in einem solchen Umfang nicht zwangsläufig bestehen müssen. Mit dieser Erkenntnis wird aber deutlich, dass die Bildungspolitik gefordert ist und dass ohne entsprechende Reformanstrengungen und auch strukturelle Veränderungen Chancengleichheit im deutschen Bildungssystem nicht erreicht werden kann.

Fereidoonis Monographie lässt sich grob in zwei Teile gliedern. Im ersten bedient er sich einer *Policy*-Analyse, um die Entwicklung des Umgangs mit Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu skizzieren. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dabei der Sprache, sowohl der deutschen als auch der jeweiligen Erstsprache. An den Veränderungen der Einstellungen zur sprachlichen Förderung lässt sich das bildungspolitische und gesellschaftliche Umdenken sehr anschaulich darstellen: von der Förderung in den Nationalsprachen, über eine isolierte Förderung des Deutschen und der Erstsprachen hin zu einer sich durchsetzenden Einsicht in die Notwendigkeit einer aufeinander abgestimmten Förderung von Zweisprachigkeit. Für Fereidooni ist dies ein klarer Gewinn der Entwicklungen nach PISA 2000.

Im zweiten Teil seiner Ausführungen nutzt er PISA- und IGLU-Daten, um seine These einer institutionellen Diskriminierung zu belegen. Seine Ausarbeitung ergänzt er zusätzlich um zwei weitere Aspekte – den kritischen Blick auf Leistungsvergleichsstudien sowie einen kurzen Vergleich mit den sogenannten PISA-Gewinnerländern. Er rundet seine Analyse mit Lösungsvorschlägen ab, die einen deutlich reformorientierten Charakter aufweisen.

Fereidoonis Betrachtungen sind klar strukturiert und lassen einen umfassenden und verständlichen Blick auf benachteiligende Strukturen und Mechanismen der Bildungspolitik der letzten Jahrzehnte zu. Durch seinen Schwerpunkt in der Gegenwart ist das Buch äußerst aktuell. Seine positive Bedeutung gewinnt das Buch mit der knappen und überschaubaren Synopse verschiedener Ansätze und

Forschungsergebnisse; einen Nachteil stellt hingegen das Fehlen einer kritischen Auseinandersetzung mit der Frage dar, ob Ergebnisse von Leistungsvergleichsstudien überhaupt geeignet sind, Formen institutioneller Diskriminierung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu belegen.

Marta Kulik, Hamburg

Kirsten Fuchs-Rechlin (2010):

„Und es bewegt sich doch ...“. Eine Untersuchung zum professionellen Selbstverständnis von Pädagoginnen und Pädagogen. (Empirische Erziehungswissenschaft, Band 21.)
Münster u.a.: Waxmann, 224 S., 24,90 €

Mit der dargestellten Studie verfolgt Kirsten Fuchs-Rechlin auf der Basis entsprechender theoretischer Überlegungen empirisch die Zielsetzungen, einen „Orientierungsrahmen [...] beruflichen Handelns in Form handlungsbezogener Leitbilder von Pädagog/inn/en [aufzuspüren]“ (S. 17) sowie dessen Genese zu analysieren. Die Untersuchung knüpft an das DFG-Projekt *Berufsverbleib* an, das auf einer postalischen Befragung von etwa 11.000 Absolventen und Absolventinnen erziehungswissenschaftlicher Hauptfachstudiengänge an insgesamt 60 Hochschulen basiert und neben Diplom- und Magister-Studien sowie einer Kohortenvergleichsstudie eine regionale Studiengangvergleichsstudie umfasst, auf die sich Fuchs-Rechlin primär bezieht (vgl. S. 98).

Die Publikation ist dreigeteilt: Im ersten Teil „Zur Einleitung: Alte Fragen in neuem Gewand“ (S. 11-38) geht die

Autorin in Form eines Blicks in die Geschichte der Pädagogik der seit jeher im Rahmen pädagogischer bzw. erziehungswissenschaftlicher „Selbstvergewisserungsbemühungen“ (S. 17) relevanten Frage nach den Leitbildern nach, an denen sich pädagogisches, seit Aufkommen der Professionalisierungsdebatte in der Erziehungswissenschaft zunehmend unter professionsbezogenen Gesichtspunkten diskutiertes Handeln orientiert. Das auch für die eigene Studie als leitend und im Anschluss an eine Herausarbeitung entsprechender Desiderata bisheriger empirischer Professionsforschung (vgl. S. 33f.) als untersuchungswürdig beurteilte Interesse der Erforschung sowohl der mit dem Selbstverständnis untrennbar verbundenen Leitbilder von Pädagogen und Pädagoginnen als auch der Entstehung dieser Orientierungsrahmen erfährt im zweiten Teil (vgl. S. 39-94) eine theoretische und konzeptionelle Rahmung. Diese Rahmung umfasst das Habituskonzept Pierre Bourdieus, den auf Paradoxien im Arbeitsablauf professionellen Handelns gerichteten interaktionistischen Zugang nach Fritz Schütze sowie allgemeine sozialisationstheoretische Überlegungen, aus denen insgesamt in Form von Zwischenbilanzen auch Folgerungen für die quantitativ verfahrenende, empirische Untersuchung abgeleitet werden.

Auf diese wird im dritten Teil „Untersuchungsdesign und Untersuchungsergebnisse“ (S. 95-212) differenziert eingegangen: Ausgehend von der Verortung im durch die DFG geförderten Gesamtprojekt *Berufsverbleib* wird als ein wesentliches Ergebnis der Studie die Bildung unterschiedlicher Typen professioneller Handlungsorientierungen – Fürsorger/in, Pragmatiker/in, Fachmann/Fachfrau,

Begleiter/in – diskutiert, die auf der Folie von zwei konkreten Szenarien, die sich für die befragten Absolventen und Absolventinnen durch die Vorgabe entsprechender Antwortoptionen als paradoxal gestaltet haben, generiert worden sind. Die in diesen Typen zum Ausdruck gelangenden, in unterschiedlichen Phasen der Berufsbiographien der Befragten verorteten professionellen Selbstverständnisse konnten empirisch als durch unterschiedliche Kontextfaktoren beeinflusst nachgewiesen werden, die dahingehend zu interpretieren sind, dass die Ausbildung des professionellen Selbstverständnisses keinen Prozess darstellt, der zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Berufslaufbahn als abgeschlossen gelten kann (vgl. S. 208), sondern dass professionelle Selbstverständnisse *in Bewegung* sind. So spielen in der Berufseinmündungsphase insbesondere „die in der Primärsozialisation erworbenen habituellen Muster, aber auch [...] die im Studium erworbenen Leitbilder“ (S. 207) die größte Rolle, während sich im weiteren Berufsverlauf, beispielsweise nach einem Stellenwechsel, die Relevanz früherer Sozialisationserfahrungen relativiert und das professionelle Selbstverständnis dann entscheidend durch die aktuelle Tätigkeit beeinflusst wird (vgl. ebd.).

Trotz einer insgesamt nachvollziehbaren Argumentation bleibt als ein we-

sentlicher Kritikpunkt der verständlich dargestellten und gut lesbaren Studie zu konstatieren, dass dem Primat des Forschungsgegenstands durch die Untersuchung nicht entsprochen wird: Zwar hebt die Autorin an mehreren Stellen ihrer Ausführungen hervor, dass als Bestandteil des professionellen Habitus konzipierte Selbstverständnisse und damit zusammenhängende Leitbilder, mit Peter Cloos gesprochen, „habituell so stark eingelagert [seien], dass sie kognitiv in hohem Maße nicht mehr verfügbar [seien]“ (S. 30), also „eben nicht artikuliert werden könn[t]en und damit ihre Aufdeckung mittels Interviewverfahren per se schwierig [sei]“ (S. 30). Dennoch wird gerade kein gegenstandsangemessener, ethnographischer Zugang der Erforschung gewählt: Vielmehr gibt Fuchs-Rechlin – sicherlich auch bedingt durch die Eingebundenheit der Studie der Autorin in das quantitativ konzipierte DFG-Gesamtprojekt sowie eine damit einhergehende Prädeterminierung des Forschungsvorgehens – einem Befragungsinstrumentarium den Vorzug, das nur die kognitiv zugänglichen Teile habitualisierter Denk-, Deutungs- und Handlungsmuster zu erfassen vermag.

Nina Thieme, Hannover